

Elfe.

(Nachdruck verboten.)

4) Von Alexander L. Kielland.
Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Das Fräulein zwang sich zu schweigen. Aber da keiner etwas antworten zu wollen schien, sagte die kleine Frau Polizeimeister: „Entschuldigen Sie! ich bin ja noch gar so fremd; aber wohnt das erwähnte junge Mädchen innerhalb der Grenzen der St. Peter-Gemeinde?“

Diese scharfsinnige Frage machte einen so guten Eindruck auf den Kaplan, daß er beschloß, ihr den Sekretärposten zu geben. Inzwischen wurde es schnell ins reine gebracht, daß die Arche wirklich in den Grenzen der St. Peter-Gemeinde lag, und es entstand wieder eine kleine, peinliche Pause, denn alle wollten gern gegen Fräulein Falbe sein, aber keiner wußte, welche Einwendungen man machen sollte.

Da sagte der Kaplan: „Entschuldigen Sie, Fräulein Falbe! — aber da Sie die Bestrebungen dieses Vereins kennen, wissen Sie auch, welche Menschen aus der Gesellschaft wir zu retten beabsichtigen. Gestatten Sie mir deshalb eine Frage: ist das von Ihnen empfohlene Mädchen ein gefallenes Weib?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Fräulein Falbe schnell und wurde rot; aber rasch fügte sie ruhig hinzu: „sie ist erst siebzehn Jahre, und gerade darum hoffte ich, daß sie gerettet werden könnte; denn nach der Umgebung, in der sie aufwächst, scheint es mir fast eine Notwendigkeit, daß sie fallen und sinken muß — wie wir es so oft bei Mädchen in ihrer Stellung sehen.“

„Ja, Fräulein! — darauf muß ich antworten, daß ich fürs erste nicht ihre moderne Ansicht von Notwendigkeit teile. Ich für mein Teil glaube, und ich bin — selbst, wenn die neue Weisheit der Zeit über mich lachen mag — ich bin glücklich, zu glauben, daß selbst da, wo Menschengenossen den sicheren, notwendigen Weg zum Verderben sehen, selbst da Platz ist für Gottes liebevollen Ratsschluß. Und was nun die Sache selbst angeht,“ fügte der Kaplan hinzu und sah sich in der Versammlung um, „so muß ich hiermit wiederholen, was ich schon vorher die Ehre hatte, in diesem Kreis zu entwickeln, daß — gleichwie wir es für unsere Pflicht gehalten haben, unsere Wirksamkeit auf eine bestimmte Gemeinde zu beschränken, — wir auch daran festhalten müssen, daß unsere Rettungsarbeiten eine ganz bestimmte Klasse von Mitmenschen umfassen. Das haben wir auch in dem Namen, den wir gewählt haben, ausdrücken wollen: Verein für gefallene Weiber — also nur für die Unglücklichen, welche wir gefallene Weiber nennen — der St. Peter-Gemeinde.“

Diese Rede wurde mit gedämpftem, aber eifrigem Beifall von allen Damen am Tische aufgenommen, und man hörte mehrere: „natürlich“ — „das ist klar“ — „so muß es selbstverständlich sein.“

Einen Augenblick sah es aus, als ob Fräulein Falbe eine heftige Antwort geben wollte — sie war oftmals so unberechenbar. Aber sie hielt an sich und ließ es mit einer trockenen Entschuldigung bewenden; „denn hätte sie sich geirrt“, wie sie sich ausdrückte.

Darauf verließ sie die Versammlung.

„So ist es immer mit Fräulein Falbe“, brach Frau With aus, als die Thür geschlossen war; „immer folgt ihr etwas Unbehagliches.“

„Sie ist so merkwürdig hart“, sagte Frau Benken.

„Ich fürchte, es fehlt ihr am rechten Geist“, sagte der Kaplan mit mildem Ernst.

„Sobiel ich weiß“, warf die Frau Polizeimeisterin mit ihrer unschuldigen Stimme ein, „ist Fräulein Falbe nicht Mitglied irgend eines wohlthätigen Stiftes der Stadt.“

„Nein! — wir hatten sie anfangs in dem Pflegestift für kleine Kinder,“ antwortete Frau Benken; „aber sie war so unerbträglich und herrschsüchtig, und schließlich kam die Geschichte mit der Quackalberin.“

Die Geschichte wurde nun erzählt. Sie passte um so besser zu der Situation, da sie sich jetzt um dieselbe Elfe drehte, welche Fräulein Falbe empfohlen hatte. Die Frau Polizei-

meisterin erkundigte sich sehr eifrig nach dem Abstand zwischen Fräulein Falbes Alter und dem des jungen Mädchens — eine Scharfsinnigkeit, welche der Kaplan nicht unterlassen konnte in seinem stillen Sinn anzuerkennen.

Aber erst als Doktor Benken dazu kam — er war der Hausarzt — „bekam man ordentlich Bescheid über den ganzen Standal.“

Als er hörte, wovon die Rede war, steckte er seine rote Nase in die Luft und begann in einem Strom von Worten die Arche von oberst bis zu unterst herunterzureißen. Es wäre eine Schmach für die ganze Stadt. Lenepuppe sei eine Fehlerin, die einen Laugenichts von Musikant hielt, um die Polizei zum besten zu haben. Fräulein Falbe und der Bruder wären ungefähr vom gleichen Sauerteig, aber als er zu Madam Späckbom und Floh kam, redete er sich in solch eine Kaserei, daß seine Frau — wie sie pflegte — zu ihm hingehen, ihn streicheln und behütlich aus der Thür schieben mußte.

Nach dieser Unterbrechung konnte man die Verhandlungen nicht wieder in Gang bringen. Frau Fanny Garman hatte ihre Handschuhe zugeknöpft, und man hatte die Pferde von Sandsgaard schon lange vor dem Fenster gesehen. Frau Fanny hatte den Mund nicht aufgethan außer zum Gähnen. Ab und zu schnitt sie aus langer Weile eine Grimasse nach Konsul With hin, der sie erwiderte, wenn er durfte.

Der Kaplan wollte eigentlich mit einem kleinen Gebet schließen. Aber das machte sich nicht so. Es brauste und knitterte so wunderbar in den seidenen Röcken der Damen, als sie nun begannen sich zu erheben, so daß er nicht dazu kam anzufangen.

Der Verein war übrigens etwas verschieden von den zahlreichen Missions- und Wohlthätigkeits-Gesellschaften, in denen das Religiöse so stark hervorzutreten pflegte. Die meisten der hier anwesenden Damen nahmen im allgemeinen an so etwas nicht teil; und es war gerade die Absicht des Kaplans gewesen, in seinem Verein die allerfeinsten Damen zu sammeln, welche sich sonst bloß darauf beschränkten, einen Geldbeitrag zu geben.

Damit war es jedoch keineswegs seine Meinung, seinen Verein aristokratischer und exklusiver zu machen als die andern Vereine der Stadt. Aber er war der Ansicht, daß die Pfarrer von heut zu Tage sich viel zu sehr an den Mittelstand wendeten und es unterließen, auf die einzuwirken, welche zu oberst in der Gesellschaft standen und sich im Besitz der höchsten Bildung glaubten.

Das war die Ansicht, die er aufricht erhalten wollte.

Aber die Stadt verstand ihn leider nicht. Und gleichwie immer unter den unzähligen Vereinen für irgend welche Mission und unter dem zahllosen Gewimmel von Bazar-Komitees zu jedem erdenklichen Zweck schon Konkurrenz und starke Rivalität herrschte, so vereinten sich alle, um mit schiefen Augen auf diesen neuen Konkurrenten zu sehen — den feinen, hochvornehmen Verein für gefallene Weiber der St. Peter-Gemeinde — mit Konsul With als Vorsitzenden!

III.

Madam Späckbom hatte auch in der Umgebung der Stadt Praxis, und sie war sehr stolz, wenn ein Wagen oder sogar eine Gig vor ihrer Thür hielt.

Elfe durfte sie ab und zu, wenn Platz war, begleiten; und diese Fahrten waren im Grunde alles, was Floh vom Landleben sah; sonst kam sie nie weiter als in die engen, windigen Gassen der Stadt; höchstens stahl sie sich ein Boot und ruderte ein Stückchen über das Wasser.

Aber an einem schönen Tage gegen Ende August sollte sie Madam auf das Land begleiten; es war ein Vote von Konsul Withs Ziegelei gekommen, wo die Frau des Ziegelmeisters zu Madams alten Patienten gehörte.

Die ganze Arche war anlässlich dieser Begebenheit in Bewegung, und alle Kinder aus der Nachbarschaft umstanden andächtig die Gig, um Madam Späckbom aufsteigen zu sehen. Christian Falbe stand oben und nickte; die Bande hatte sich an dem kleinen Dachfenster gesammelt, von wo aus sie den Wagen abfahren sehen konnten, und riefen und nickten Floh zu. Sie drehte sich strahlend vor Glückseligkeit um und lachte, daß es in der engen Straße wiederhallte.

Die Sonne war noch nicht ganz klar. Sie schimmerte graubiolett durch den stillen, schweren Herbstnebel, welcher sich von den Wassern und den feuchten Sümpfen erhob und sich mit dem dunkelbraunen Morgenrauch aus allen Schornsteinen unten in der Stadt mischte.

Aber als sie höher hinaufkamen, gab es keinen Nebel als nur tief unten, wo er wie ein Stöpsel auf die Gärten der Stadt und die großen Bäume an der Kirche herunterhing. Und es wurde warm und ganz klar, so daß man einen Streifen des offenen Meeres draußen im Westen schimmern sah. Aber über der Stadtbucht mit den Inseln und den hohen, blauen Bergen, über den Feldern und gelben Aekern und über den Hügeln und Heidekrautfeldern lag der frühe Herbstmorgen so still — so still und fein.

Floß lachte und schwakte am Anfang so viel, daß Madam Spätkorn sie hat, den Mund zu halten. Madam wollte sich lieber mit dem Klutischer, welcher hinten stand, über den Gesundheitszustand und die Zustände auf dem Lande überhaupt unterhalten.

Else hielt nun ihren Mund — nicht gerade, weil sie sich soviel aus dem machte, was Madam sagte; aber ihr verging allmählich die Lust zu schwätzen.

Sie fing an, es mehr für sich zu genießen — alles das, was sie sah. Sie rief nicht mehr laut, wenn sie eine Kuh sah; aber sie freute sich darüber, wie gut das aussah, wenn sie so herumging und von dem frischen Grase fraß.

Es war ganz windstill, und die Pflügen, welche zwischen den Hügeln vorkamen und verschwanden, waren blank wie Spiegel. Der Roggen war hellgelb, aber der Hafer hatte noch grüne Flecken in den Thälern, wo die Erde tief war. Die schweren, kleinen Aehren hatten sich tief gebeugt unter dem Wind, der gestern geweht hatte, und überall roch es so warm und reif.

Aber als sie so weit von der Stadt entfernt waren, daß die Aeker aufhörten und das Heidekraut sich in großen, violetten Büscheln zu beiden Seiten des Weges ausbreitete, da wurde die Luft so beklemmend weich, daß Else mehrmals den Atem anhielt und sich an die Brust faßte; sie hatte das Gefühl, als ob ihr Schnürleib ihr zu eng wäre.

All diese Schönheit der Natur, welche sie bisher so wenig kannte, erfüllte sie mit einer Art von Schmerz, so daß ihr Thränen in die Augen kamen. Sie ging alle ihre kleinen Sünden durch, und es schien ihr, sie wäre nicht gut genug, um von dieser gesegneten Sonne beschienen zu werden.

Aber darauf fühlte sie, wie ein unendlich warmes Wohlbefinden sie vom Kopf zur Zehe durchströmte. Sie wurde mit einem Male so froh, so ruhig, so dankbar für alles — gegen alle, daß sie gerne aus der Gig gesprungen wäre in die Arme von irgend wem, bloß um zu danken, weil sie so fröhlich, so überströmend glücklich war. Sie glaubte, aller Welt so viel zu verdanken.

Dem eine Ahnung von einem großen — großen Glück ergriff sie; sie lehnte sich zurück — so gut sich das in der stoßenden Gig machen ließ, und fing an zu träumen.

Aber es waren nicht die alten Träume von der Braut und den Wagen. Es war ein neuer Traum — groß, wunderbar, formlos — fast beängstigend.

Else öffnete heimlich ein paar Knöpfe an ihrem Kleid, um bis zum Schnürleib zu kommen; es war wirklich zu eng.

Als sie weiterfahren, hätte Floß ihrerseits gern Madam gebeten, den Mund zu halten, so tief war sie in ihren Träumen, und so schmerzlich war es, daraus gerissen zu werden.

Das Haus des Zieglermeisters lag etwas abseits von den übrigen Gebäuden der Ziegelei, und als Madam zu der Patientin hineinging, wollte Else sich in den wunderlichen langen Häusern mit den Fächergeräten statt der Wände umsehen.

Noch halb in ihrem Traum ging sie hin und betrachtete all dieses Neue, und jedes Ding machte ihr heute einen eigenkümlichen, unwirklichen Eindruck.

Sie achtete nicht auf die Arbeiter, welche sich schweißig und mit Lehm beschmiert um sie herumtrieben; aber sie blieb lange stehen und betrachtete das große Wasserrad, welches die Lehmühle trieb. Auf der Rückseite des Rades, wo die Schaufeln herumgingen, sprangen hunderte und tausende von kleinen Wassertropfen; sie sprangen im Bogen auf und teilten sich in kleine, klare Sterne, welche neben dem schwarzen, kreisenden Rade leuchteten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlange im Volksglauben.

In den vorgeschichtlichen Zeiten, da der Mensch noch nicht behaglicher lebte, als die Tiere, war die Schlange gar häufig seine Lagergenossin in dunklen Höhlen und Grotten. Die glühenden Augen, die granenhafte Schönheit, die lautlosen, behenden Bewegungen des gliederlosen Wesens, das auch gern da wohnte, wo er wohnte, weckten die seltene Mutmaßung in ihm, daß das ein ganz ungewöhnliches Wesen und nicht von irdischer Natur sei, das da so stumm überall hingleite. Alle List und Klugheit traute er dem seltsamen Geschöpf zu, dessen Lebensart so verborgen, befremdend und das sich in seiner unheimlichen Macht und des Erschreckenden seiner Erscheinung bewußt war. Die Schlange war geheimnisvoll wie die Menschenseele. Gewiß war sie eine Seele selbst, wie man sich die Menschenseele ja auch unter der Gestalt eines Vogels, einer Maus, eines Lichtes und, nach mittelalterlichem Klosterglauben, unter der eines durchsichtigen Glaskörpers vorstellte. Die Schlange betrachtete uralter Aberglaube einst nicht als Sitz einer Seele, sondern als sichtbare Gestalt der Seele selbst. Noch jetzt leben nach der Volkspheantasie in den Gräbern Schlangen, und die Schlangen nährten sich nach der Auffassung der Alten von Staub, besonders von Leichenstaub. In gewissen Schlangen vermutete man sogar bei manchen alten Völkern Verkörperungen der Gottheit selbst und zwar vorzugsweise der bösen Gottheit. Das Schleichende, Tückische und Verderbenbringende mancher Schlangenart erweckt diese Vermutung, und noch lange spulte diese Vorstellung in den Köpfen nach, indem die Schlange zum Symbol des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der verlockenden Sinnlichkeit, der List, aber auch wieder zu dem der Klugheit, Wachsamkeit und Fruchtbarkeit wurde. So treffen wir bei den alten Urbölkern als die ältesten Tierfetsche die Schlangen an. Die Urbewohner Indiens verehrten die Schlangen noch, als die Arier in Indien eindringen. Sie waren ihnen demnach Schlangenvögel oder Nagas und die Kämpfe mit ihnen Kämpfe mit Schlangen und Schlangentönnigen. Mitunter starb sogar ein Eroberer an den Bissen eines Schlangentönnigen, wie es heißt. Häufig wird auch erzählt, daß man schon nahe daran war, sämtliche „Schlangen“ in einem Walde zu verbrennen. Dieser oder jener Gott der Arier rettete aber noch die eine oder die andere. Unter den Schlangen ist kurzweg die schlangenanbetende Urbewölkerung gemeint, und die letzte Darstellung deutet auf Bündnisse zwischen den Eroberern und den Unterworfenen hin. Bei den Völkern, bei denen die Schlange einst der gewöhnlichste Fetsch war, wird sie auch am häufigsten in Sagen als Führerin von Ansiedlertrupps genannt. Wo die Schlange sich hinlegte, heißt es, da wurde der Altar, der Opferherd des neuen Gemeindefestens gebaut. Der ägyptische Uräus, das Schlangensymbol des römischen genius loci, die germanische „Hansotter“, sind noch in den Zeiten hoher Kultur dunkle Erinnerungen an die alten Schlangenfetsche. Und die letzten Hindeutungen enthalten noch heute Wappen, Fahnen und Schiffszeichen mit Schlangen- und Drachenbildern, wie der chinesische Wappendrake u. a. In der ägyptischen Mythologie war die Schlange das Symbol der Fruchtbarkeit, wie sie in der phönizischen Kosmogonie das Symbol schaffender Kraft war. Den alten Ägyptern galt die Brillenschlange als Simbils des Aneph, der das Verborgene ins Licht rufen der Gottheit des Segens und der Fruchtbarkeit. Die Schlange genos deshalb göttliche Verehrung. Sie erscheint vereint mit den Flügeln des Sperbers und mit Sonnenstrahlen, also alle Fetsche verschmolzen in dem Bilde der gesügeltsten Sonne, dem allgemeinsten symbolischen Zeichen der Gottheit bei den Ägyptern.

In Griechenland war vor der Hellenenzeit der Schlangenkultus ebenso Sitte wie in Indien vor der arischen Eroberung. Vor des Kronos Zeit, erzählt ein Mythos, herrschte auf dem Olymp Ophion, der Schlangengott. Erst im Kampfe wich er dem Kronos. Immer aber lehrte in den Erinnerungen aus grauester Vorzeit der Schlangennamen Ophis und Ophion wieder. Ucherrischer auf Salamis war Ophis, die Schlange. Aetrops und Erechtheus, die Urbewohner, trugen Schlangeneiweber, wie die Giganten, deren Weine auch zuweilen, z. B. auf der Gigantomachie des großen Altars zu Pergamon, in zwei riesige Schlangeneiweber mit Köpfen übergeben, die in emporgerichteter Stellung am Kampf gegen die Götter teilnehmen. Und ihr Anführer heißt wieder Ophion. Kadmos und seine Gemahlin Harmonia werden in Schlangen verwandelt, als sie aus Theben nach Äthrien ziehen. Die Äthrier wurden damals auch Schlangen genannt. Das erklärt also jene Umwandlung. Sie wurden Schlangen, heißt: sie wurden Äthrier. Kadmos hatte einst auch die heilige kassalische Schlange am Brunnen des Mars getötet, ehe er die Burg Kadmea oder Theben baute. Auch Pallas Athene überpflanzte einen Schlangenfetsch, der unter dem Namen Erechtheus, Urbewohner, bis dahin der Burgberg von Athen eingenommen hatte, der nun der Herrscher des schönsten Götterbildes Griechenlands wurde. Herkules, die Personifikation des Kampfes gegen den Tierfetschismus der Urböller, erwürgt schon in der Wiege eine Schlange und tötet die Lernäische Hydra, der die abgehauenen Köpfe immer wieder doppelt wachsen. Bei Babyloniern, Griechen und Römern wird die Schlange jedoch auch als Emblem des guten Wesens, des Agathodämon, betrachtet. Man schrieb ihr zauberische und heilende Kräfte zu in unklarer Erinnerung an die einfüge göttliche Verehrung. Während einer Pest in Rom im Jahre 291 v. Chr. sandte man Gesandte nach Epidaurus, der Geburts- und Verehrungsstätte des Askulap. Als diese den Tempel betraten, kroch eine Schlange unter seinem Bildnis hervor

und nahm ihren Weg bis an das Schiff der Römer. Sie wurde mitgeführt. Die Best hörte auf und man baute dem Aesculap, dem man in der Schlange vermutete, einen Tempel an dem Orte, an dem sich die Schlange niedergelegt hatte.

Wo man im Kultus indogermanischer Völker wirkliche Schlangen antrifft, hat überall ein Herabziehen des Himmels zum Irdischen, eine Vertretung der himmlischen Schlange, des Blitzes, durch lebendige stattgefunden. Und wie der Blitz zuerst den Menschen Feuer auf Erden entzündete und diese deshalb das zugleich geschätzte und gefürchtete Feuer als etwas Göttliches verehrten, so ging auch aus diesem ehemals weitverbreiteten Feuerdienst bei vielen Völkern der Schlangenkultus hervor. Den Blitz, die züngelnde, zischende, heisende Flamme, und die Schlange sah man als verwandt an. So erklärt es sich, daß die indischen, ägyptischen, persischen und griechischen Feuergötter als Schlangen oder mit Schlangenfüßen dargestellt sind. Der vorhin erwähnte Erächtheus vom Burgberg zu Athen ist nach dem griechischen Mythos aus dem Samen des Feuergottes Vulkan hervorgegangen. Auch Aeskulap, den man als Verkörperung eines segnenden Schlangendämons verehrte, galt bei Ägyptern, Phöniziern und Griechen als Sohn eines Feuergottes. Beim Ansturz eines alten Kultus wurden die alten Götter gewöhnlich zu bösen Göttern erklärt. Daher werden der indische, aus dem Himmel gestürzte Feuergott Ihi, der persische Ahirman, der in Gestalt einer Schlange den Stier des Ormuzd mörderisch anfaßt, die griechischen Titanen, der altnordische Loki und der christliche Lucifer (erst Lichtträger) als „alte“ Schlangen dargestellt. Wir finden bei tieferem Eindringen in den Schlangenkultus überhaupt eine so mannigfache Symbolisierung von Naturkräften und religiösen Vorstellungen, daß die Hinführung eines allgemeinen Ursprungs bei dem über alle Erdteile verbreiteten Schlangendienste unmöglich ist. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas war der Schlangendienst auch bei den Indianern des Nordens, in Mexiko und Peru allverbreitet. Heute blüht er noch in manchen Ländern Afrikas. Seine Hauptkultusstätte bilden aber einzelne Distrikte Ostindiens, wo besondere Schlangen-Festtage mit großartigen Tempelfestern unzähliger Brillenschlangen abgehalten werden. In all diesen Ländern tragen Schlangenzauberer und Giftdoktoren viel zur Erhaltung des abergläubischen Nimbus der Schlangen bei. Wie zu Moses Zeit beherbergt auch heute noch Ägypten eine nicht geringe Anzahl Schlangenbeschwörer. Wie alle schädlichen Tiere hält der arabische Volksglaube auch die Schlangen für böse Geister, für verwandelte Bösewichter. Mit Dschinn bezeichnet der Araber einen Geist, mit dem verwandten Worte Dscham eine Schlangenart. In Koiran vertreten zuweilen beide Wörter einander. Die Ansicht, daß die Schlangen Geister seien, mag uralt bei den Arabern sein. Denn schon Mohammed hegte sie und veranlaßte ihren Uebergang in seine Religion. Wie er gute und böse Dschinnen annahm, so unterschied er auch zwei Sorten Schlangen; die „Haus-schlangen“ verbot er zu töten.

Einen verwandten Zug hat der arabische Volksglaube mit dem indogermanischen, wenn er die Hausottern als Verkörperungen guter Geister ansieht. Noch heute trifft man zuweilen auf dem Dorfe die Meinung, daß ein Haus, in dem eine Schlange wohne, Glück habe. Und es giebt Bauern, die sich eine Otter — stets ist es die harnlose Ningelnatter — im Hause halten. Mit Vorliebe wohnt sie im Kuhstall. Sie kommt aber auch in die Stube. Mit ängstlicher Sorgfalt wird sie geschont und gepflegt. Wie vergift man, ihr eine Schale mit Milch hinzusetzen, die sie sogar ohne die geringste Furcht in Gegenwart der Menschen leert. Bei den heidnischen Slaven mußten in manchen Gegenden die Priester die Schlangen versorgen. Als Hausgötter wurden einst in den meisten slavischen Häusern Schlangen verehrt. In mancher Gegend, wie im Spreewald, hieß es, daß jedes Haus zwei Hauschlangen habe, eine männliche und eine weibliche. Die sollten sich nicht eher sehen lassen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter sterben, um dann ihr Schicksal zu teilen. In wendischen Wappen tritt die geflügelte Schlange auffallend oft auf.

Auf altasiatischen Ursprung weisen die bei Slaven und Germanen weitverbreiteten Sagen von Schlangenkönigen zurück, die nur nicht mehr symbolisch wie einst bei dem Vordringen der Arier in die indischen Länder von den königen schlangenverehrender Völker reden, sondern wirkliche Schlangenkönige meinen. Wenn einer Hausotter ein Leid geschieht, soll der Schlangenkönig Unheil über den Thäter oder die ganze Gegend bringen. Nach dem Volksglauben haben die Schlangen Kunde von unterirdischen Schätzen, und ihr König, eine große, starke und lange Schlange, trägt auf dem Kopfe an zwei gebogenen Haken eine goldene oder elfenbeinähuliche Krone. Jedemfalls haben die beiden halbmondförmigen, weißlichen Mondflecken hinter den Schläfen der Ningelnatter den Anlaß zu diesem Glauben gegeben. Die Krone soll unschätzbaren Wert haben, da sie dem, der sie besitzt, große Reichthümer verschafft und die Schlangen sich, sobald ihr König ihrer verlustig gegangen ist, sehr vermindern sollen. Der Raub der Krone ist aber mit großer Lebensgefahr verbunden. Wer sie erlangen will, muß ein weißes Tuch auf dem Rasen in der Nähe des Gewässers ausbreiten, wo der Schlangenkönig wohnt. In einem Versteck muß dann abgewartet werden, bis dieser erscheint. Nur zu gern legt er sein Krönchen auf sanbere, weiße Sachen hin. Ist das geschehen, so muß der Wartende den rechten Augenblick abpassen, um das Tuch samt der Krone eiligst davon und heim zu tragen. Am besten gelingt das zu Pferd. Aber es erzählt auch eine Sage, daß, als ein Reiter glücklich mit der Krone den ver-

folgenden Schlangen entkommen war, er beim Betreten des Stalles von einer Otter tödlich gebissen wurde, die sich im Pferdeschwanz verwickelt hatte. Dem der Schlangenkönig ruft mit durchdringendem Pfeifen alle Schlangen zur Hilfe herzu, sobald ihm oder seiner Krone Gefahr droht. Nach einer Sage in Schleswig-Holstein scharie der Schlangenkönig so entsehrlich, daß das Mädchen, das seine Krone geraubt hatte, taub davon wurde.

Abgesehen von den Hausottern haben die Schlangen in der germanischen Mythologie aber eine üble Bedeutung. Würmer oder Giftwürmer werden sie immer genannt, wie ihre grotesk riesigen Schreckgestalten, die Drachen, Lindwürmer heißen. Die Drachen bildeten zweifellos eine sagenhafte Erinnerung an die letzten der ungeheuren urweltlichen Saurier. Sie stehen in den Mythen als Verkörperungen böser Menschen da, z. B. in der Edda Fasir, der den Vater um seines Goldes willen erschlagen hat und sich dann in Schlangengestalt in der Gniataheide auf das Gold legt, bis ihn Sigurd tötet. In Sagen und im Volksglauben spukt der Drache, unter dem dann der geheimnisvoll durch die Lüste kommende Böse oder Teufel verstanden wird, noch fort. Wer den „Drachen hat“, zu dem kommt er in feurigem Schein nachts zur Esse herein und bringt ihm Geld: eine unbewußte, jahrtausendalte Milderinnerung an den schachthütenden Drachen des Mythos. Mit dem Aberglauben vom Drachen ist mittelalterlicher Teufelsglaube gemischt. Gewiß steckt aber auch noch ein Rest eines uralten Kultus mit darin. —

(„Königliche Zeitung.“)

Kleines Feuilleton.

— Ueber Goethes Rheureise im Sommer 1774, die ihn mit Lavater und dem „Philanthropen“ Bajedow zusammenführte, hat der Dichter selber im vierzehnten Buche seiner Lebensgeschichte ausführlich berichtet, nicht ohne dabei — nach etwa vierzigjähriger Erinnerung — mehrere Irrthümer zu begehen. Neuerdings ist nun eine bisher unbenuzte Quelle über diese denkwürdigen Sommertage, die für den Dichter in mehr als einem Sinne epochemachend wurden, erschlossen worden. Gernsbach, der bereits mehrfach aus dem Lavaterschen Nachlasse wichtige Mittheilungen veröffentlicht hat, teilt jetzt in „Nord und Süd“ aus dieser ausgezeichneten Quelle mit. Der Brixiger „Prophet“, wie Johann Kaspar Lavater sich gern nennen ließ, führte von dem Tage an, wo er sich auf die Reise begab, vom 12. Juni bis zum 18. August, ein ausführliches Tagebuch, das er so, wie es entstand, heftweise aus der Fremde in die Heimat sandte, damit seine Familie dort seine interessante Reisetour im Geiste mit ihm machen konnte. Diese Tagebuchnotizen, welche vor der Goetheschen Schilberung der mit Lavater damals in Ems verlebten Tage den Vorzug der Unmittelbarkeit haben, sind geeignet, uns fast von Stunde zu Stunde über die Ergebnisse der Reisenden zu orientieren. Da heißt es: „Goethe gab mir ein griechisch Testamentchen. Ging in die Allee und las in Werther . . . dann zu Bajedow, der uns einen herrlichen Aufsatz von Goethe las über das, was man ist. Goethe machte noch ein paar Silhouetten. (Waron von) Ostein bat um meine . . . las noch bis 2 Uhr den Werther aus! Schreckliche Geschichte, seufzte und schlief ein.“ Hierauf folgten Bruchstücke aus einem von Goethe angefangenen Roman (gleichfalls in Briefen, wie Werthers Leiden), von dem jedoch das meiste verloren gegangen ist. . . . Goethe gab mir viele herrliche Lehren von der Kollektion meiner Kräfte . . . Goethe zeichnete (den Maler) Schmol. . . . „Unterdeß geht immer so grade zu in die Welt, mein. Es schläft sich, ist sich, trinkt sich und liebt sich auch mal an jedem Orte Gottes, wie am anderen usw.“ Auch einen heiteren Vers, den Goethe an die Wand ihres Zimmers schrieb, hat uns Lavaters Niederschrift aufbewahrt. Jedoch wird es noch einiger Untersuchungen bedürfen, um auch mehrere von Lavater chiffrierte Aufzeichnungen zu erklären. Dieses sentimental weitgeschweifige Tagebuch ist für die damalige Zeit höchst charakteristisch, in der Goethes Werther von der ganzen gebildeten Welt geradezu verschlungen wurde. Lavater las die „schreckliche Geschichte“ wohl im Manuscript oder in den Korrekturbogen, denn erschienen ist das berühmte Buch erst einige Monate nach dem Ende dieser Reise, im September 1774. Veranlaßt dehnte sich diese Reise denn weiter bis nach Koblenz aus, wo Goethes berühmtes Epigramm entstand, welches mit den viel citierten Worten schließt „Propheze rechts, Propheze links, das Weltkind in der Mitten“ — womit er sich und seine beiden Reisebegleiter ironisch und treffend charakterisierte. —

Theater.

Berliner Theater: Die Heinefeier. Das Theater in der Charlottenstraße hatte einen guten Einfall, als es eine Heinefeier ansetzte, obwohl Heine der Bühne nichts hinterlassen hat. Freilich hätte es nun auch die Konsequenz des guten Einfalls haben müssen und hätte sich mit einer kleinen Festrede, mit Recitation und Liedervorträgen begnügen sollen. Man hätte nur das „Wintermärchen“ vorzulesen brauchen, um das Publikum in den Damm der Größe Heines zu bringen. Aber freilich: das Wintermärchen. Wir kommen noch darauf zurück.

Also im Berliner Theater gab es eine Vorstellung.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dortin rauscht die grüne Tanne
Und erglänzt der goldne Mond.

Die stimmungsvolle Dichtung, die mit diesen Worten anfängt und die wir alle aus der Harzreise kennen, hat man, so schlecht es eben ging, auf die Bühne geschleppt, was als schändliches Attentat auf die Kunst einfach zurückgewiesen werden muß. Man denke nur: was in der Dichtung poetisches Milieu ist, muß auf der Bühne seine selbst vortragen, wie man einen Monolog vorträgt. Anstatt wie in der Dichtung dem Akteu der Einsamkeit zu lauschen, muß er wie ein loaderer Schauspieler dem Publikum die Stille und Abgeschiedenheit voragieren. Daß das eine Vergewaltigung sondergleichen ist, braucht nicht erst ausgesührt zu werden. Am unangenehmsten gab sich das rohe Handwerk an dieser Stelle:

Und im stillen Zimmer alles
Blickt mich an so wohlvertraut;
Eiß und Schrank, mir ist als hält' ich
Sie schon früher mal geschaut.

Freundlich ernsthaft schwaht die Wanduhr
Und die Zither, hörbar kann,
Fängt von selber an zu klingen,
Und ich sitze wie im Traum. —

Beim vorletzten Vers fängt hier buchstäblich hinter der Scene eine Zither zu klingen an, womit dann glücklich der Dichter von den resoluten Fäusten des Theatermeisters erwürgt ist.

Nach dem Vergißmich gab es den Almanach. Die ästhetischen Alten über dieses Stück sind geschloffen.

In der großen Geschichte der deutschen Tragödie — reich an Hofmann und reich an Golgatha und Hammerschlag — hat es keinen Platz. Trotzdem kann ich den Leuten nicht bestimmen, die es, nachdem es kurze Stunden gelebt hat, nun gleich wieder in der kalten Gruft des Vergessens beisehen möchten. Wir sind keineswegs so reich, daß wir so mit dem „Almanach“ umspringen könnten. So wenig das Stück für die dramatische Litteratur in Frage kommt, so sehr haben die Theaterdirektoren Grund, es einer näheren Prüfung zu unterziehen. Im „Berliner Theater“ war einzig und allein Wasserfall (als Passant) des Dichters und seines Festtages würdig; alles übrige kam über respektable Tüchtigkeit nicht hinaus.

In einer glanzvollen Darstellung aber könnte der „Almanach“ noch heute sein Publikum fortreißen. Die Sprache des Dichters würde ihren Zauber entfalten, und in dem Schicksal der beiden Liebenden, die in den Tod müssen, weil die große Welt um den Glauben hadert, liegt ein Moment, das auch Männer rühren könnte.

Nach dem „Almanach“ gab es einen misfälligen Teil, über den mir ein Urtheil nicht zusteht, der aber — die Künstler hängen dafür — sicherlich vorzüglich gewesen ist. Ich mußte den ganzen Abend an den Satiriker Heine denken, der so gar nicht zu seinem Recht kam. Und doch ist die Satire Heines unsterblicher Teil, unbeschadet all des Tiefen und Wundervollen, das er über die Geschichte der deutschen Philosophie und über manches andere gesagt hat. Goethe hat einmal ein Denkmal beansprucht, weil er die Nation aus den Regnen der Philister befreit habe und hatte sicher recht mit diesem Anspruch. Heine ist aber trotzdem ein besserer Philisterhörer. Was Goethe that, that er sozusagen „in Schönheit“, während Heine frei und laut und frech über ein System hinweglachte, das für den Ernst zu erbärmlich geworden war. Ich bitte zu beachten: ich sage frech. Der alte Brand soll den Philister schlagen, der an Heines Frechheit rühret. Wie ein echter Tragiker immer das große Verbrechen lieben wird, so ist ein großer Satiriker ohne die große Frechheit nicht denkbar. Wer das nicht begreift, kann vielleicht in einer höheren Töchterschule einen guten deutschen Unterricht geben, aber über Heine mitreden, kann er nicht. Es scheint in der That, daß man, wie es hier kürzlich an anderer Stelle hieß, dabei ist, die Leier des Dichters zu bekränzen, um sein Schwert zerbrechen zu können. Gelingen wird es indessen nicht, einfach weil die Leute, gegen die Heine seine Pfeile schenkte, noch immer feist und zahlungsfähig unter uns wandern. Heine wird trotz dürftiger Pleisten und feudaler Stallknechte der große Satiriker der Deutschen bleiben, auch wenn die Zeit seine mitunter falsch gestimmte Leier hier und da mit staubigen Spinnweben überziehen sollte. — E. S.

Aus dem Tierleben.

n. Insekten als Luftschiffer. Bei den meisten Tieren ist die Körpertemperatur unveränderlich, so lange nicht etwa das Tier von einer Krankheit befallen ist; sind ja z. B. beim Menschen nur wenige Fehltegrade, um welche die Temperatur über die gewöhnliche Höhe steigt, das deutlichste Zeichen dafür, daß eine scharfe Erkrankung den betreffenden Menschen befallen hat. Von dieser Regel der gleichmäßigen Temperatur sind jedoch gewisse Insekten ausgenommen; bei ihnen steigt durch lebhaftes Körperthätigkeit und Atmung häufig die normale Temperatur um 10, ja um 15 Grad. Diese enorme Temperaturerhöhung bietet nun den Insekten — es handelt sich gewöhnlich um solche, die sich hauptsächlich fliegend fortbewegen — den Vortheil, daß die in ihrem Körper, namentlich in den Atmungsorganen, eingeschlossene Luft durch die

Erwärmung leichter wird. Hierdurch gleichen die Tiere denjenigen Luftballons, welche man nach ihrem Erfinder Montgolfier als Montgolfieren zu bezeichnen pflegt, und welche sich dadurch in die Luft erheben, daß die in den Ballons befindliche Luft mittels Erwärmung leichter gemacht war, als die umgebende Schicht der Atmosphäre. Ebenso werden also die Insekten mit der erwärmten Körperluft zu kleinen Montgolfieren, sie steigen durch ihr geringeres Gewicht von selbst in die Höhe und bewegen sich in der Luft nicht wie die übrigen fliegenden Insekten durch Arbeit der Beine und der Flügel, sondern durchschneiden sie gleichsam als Luftschiffer. Bei Wanderflehäuten, bei denen diese merkwürdige Erscheinung auftritt, bedeutet sie natürlich eine ganz bedeutende Arbeitserleichterung in der Jurallegung der ausgedehnten Wege. —

Humoristisches.

— Aus der guten alten Zeit. Die längst verstorbene Landesmutter eines nunmehr mediatisirten Fürstentums, die ihre enorme Frömmigkeit am besten durch ununterbrochenes, heftiges Kirchengesang betätigen zu können glaubte, fuhr einmal durch die Straßen der Residenz. Das Publikum bildete Spalier und ein alter Herr mit einer märchenhaften Glaze zog tief den Hut. In seiner Nähe aber stand ein zufällig anwesender, mit den Verhältnissen wohl vertrauter Berliner, und dieser rief alsbald die geflügelten Worte: „Männchen, bleiben Sie um Gotteswillen bedeckt! Wo die 'n frei'n Platz sieht, da setzt sie 'ne Kirche drauf!“ —

— Schändliche Deinde Heim! A.: „Deine Gattin scheint mit ihren Handarbeiten ungenügend eifrig zu sein.“

B.: „Na und wie! — Bei uns kommt nicht einmal ein poröses Pflaster ins Haus, ohne daß ein buntes Wandchen durch die Löcher gestochen wird.“ —

— Hochgefühl. A.: „Wer liest denn überhaupt Ihre faulen Gedichte?“

B.: „Wer sie liest? Lieber Herr, sämtliche Redacture der hervorragendsten Blätter von Konstanz bis Königsberg.“ — (Jugend.)

Notizen.

— Für das Gustav Freytag-Denkmal in Wiesbaden sind bisher 25 000 M. eingegangen; es fehlen aber noch u. a. die Ergebnisse von Vorstellungen Freytagscher Stücke an 80 Theatern.

— Der Gesamtanschau der Rheinischen Goethefeier 1899, der im Sommer die erfolgreichen Festspiele in Düsseldorf veranstaltet hatte, hat sich in einen Verein für dauernde Bühnenfestspiele verwandelt, der den Namen „Rheinischer Goethe-Verein für Festspiele in Düsseldorf“ führt. Für das nächste Jahr sind Aufführungen von Werken Schillers, für 1901 Dramen von Lessing, Kleist oder Schlegel in Aussicht genommen.

— Der Verein bildender Künstler Münchens „Secession“ wird in seiner am 16. Dezember beginnenden Winter-Ausstellung Donatello, den italienischen Wilhauer († 1466 zu Florenz) und Velasquez († 1660 zu Madrid) vorführen. Das künstlerische Schaffen Donatello wird in einer größeren Reihe von Abgüssen vor Augen geführt werden, die getreu nach dem Original getönt wurden.

— Hugo von Hofmannsthal hat dem Wiener Burgtheater eine neue Märchenbüchse zur Ausführung übergeben.

— Das „Wiener Fremdenblatt“ enthält folgende räthelhafte Notiz: „Zur Erinnerung an den sechsunddreißigsten Todestag des Dichters Friedrich Heibel (gestorben in Wien, 13. Dezember 1863) gelangt im k. k. Hofburg-Theater Mittwoch, den 13. I. R., „Ein Aktaké“, Lustspiel in vier Akten von Henri Meilhac, deutsch von August Förster, zur Aufführung.“

c. Das Denkmal Victor Hugos von Barrias, das sich auf einem kleinen runden Platz an der Kreuzung der Avenue Victor Hugo und der Avenue Malakoff in Paris erheben soll, ist jetzt im Modell fertigestellt und der Guß soll dieser Tage stattfinden. Das 10—12 Meter hohe Denkmal macht einen außerordentlichen Eindruck: Victor Hugo steht auf einem Felsen, an dessen Fuß sich die Wogen brechen, in einem weiten Mantel gehüllt; er ist in jugendlichem Alter dargestellt, ohne Bart, so wie er vor der Zeit des Exils war. Sein Blick geht sinnend in die Ferne. Zu seinen Füßen befinden sich in glücklicher Gruppierung vier Francengestalten, die Ode, das Epos, das Drama und die Satire, die seine Dichtungen symbolisieren. Die Figuren werden in Bronze ausgeführt, zu dem Felsenmassiv wird Granit verwendet.

— Einer der berühmtesten amerikanischen Schauspieler, Charles Coghlan, ist im Alter von 56 Jahren in Galveston, Texas, gestorben.

— In Athen will die griechische Regierung eine archaische Schule nach dem Muster der dort bestehenden ausländischen Institute gründen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 17. Dezember.